

Alte Stadt, neue Idee

Theater Nach dem Aus des Volksbühnen-Chefs Chris Dercon stellt sich die Frage, wie die Hauptstadt ihrer Zukunft begegnen möchte.



MARKUS TEDESKINO / DER SPIEGEL

Streitort Volksbühne: Ein Gegen-Stadtschloss zum grassierenden Neowilhelminismus

Das Schauspiel, das Debakel, die Chance, die das Scheitern des Intendanten Chris Dercon an der Berliner Volksbühne war und ist, ist zuerst politisch zu sehen in dem Sinn, dass sich die Frage stellt, wie sich Gesellschaft äußert und verändert, mit welchen Menschen und Mechanismen, in welchen Institutionen, an welchen Orten, wie.

Denn das ist der Hintergrund für diesen Streit, der so erbittert geführt wurde um die Identität dieser Stadt, die kein Bild von sich hat, die vielleicht kein Bild von sich haben sollte, denn das Bild ist schon das Denkmal, das Ende von Veränderung, und die ist das Lebenselixier von Stadt überhaupt. Berlin ist nur ein Symbol.

Die Missverständnisse also, und das ist das Wort, das viele verwenden, da die Person verschwunden ist, die der Anlass für all den Ärger war, wenn auch nicht der Grund, die Missverständnisse lassen sich sortieren in Gruppen von grundsätzlich bis vorsätzlich, von ernsthaft bis lächerlich.

Ein Teil des Problems hängt damit zusammen, dass in Berlin, dieser Hauptstadt am Beginn eines ästhetischen und ideologischen Rollback, das zuerst auf dem Feld der Kunst und Kultur geführt wird und leicht versetzt auf dem Feld der Politik, gerade verschiedene Vergangenheiten aufeinanderprallen und Gegenwart und Zukunft zwischen sich zerreiben.

Da ist der Neowilhelminismus, wie ihn das Stadtschloss repräsentiert, die neoadlige Hoffnung darauf, ein Deutschland zu bauen, das sich nicht durch „diese 12 Jahre“ (Alexander Gauland) definieren lässt, ein Deutschland also, das eher nahtlos an Maßlosigkeit, Dünkeltum und Angstzustände anknüpft, wie sie das späte Kaiserreich prägten.

Die Missverständnisse, die mit der Konzeption dieses scheußlichen Schuhkastens zusammenhängen, was die Nutzung und den Zweck des Humboldt-Forums angeht, haben unter anderem damit zu tun, dass kein richtiges Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft gefunden wurde. Hier soll ab 2019 außereuropäische Kunst gezeigt werden. Die wahre Frage dabei ist: Was sagt das Erbe von Kolonialismus und westlicher Welteroberungshybris heute zu Verantwortung und Weltgemeinschaft?

Es wird hier also, an diesem Ort, der die Mitte, das tote Herz der Stadt, schon jetzt prägt, sehr grundsätzlich das verhandelt, was eine politische Philosophie der aggressiv unsicheren Mittelmacht Deutschland sein kann – zu klein

für die Welt, zu groß für Europa und auch eine Kulisse für Touristen auf Spaßfahrern.

Die Volksbühne ist das Gegen-Stadtschloss, und der Kampf darum, was dieser Ort sein kann, spiegelt viele der Ängste, die mit den Veränderungen der Stadt und der Gesellschaft überhaupt zu tun haben: Es ist nicht mehr 1992, als sich Frank Castorf entschied, weltberühmt zu werden.

Bis 2017 war er dann Intendant, und die Auseinandersetzung um seinen Nachfolger, den Belgier Chris Dercon, der vorher Leiter des Londoner Museums Tate Modern war, also ein Kunstmann, reicht weit zurück in diese Zeit der Neunzigerjahre.

Damals war die Kaputttheit Berlins das Kapital, die offenen Räume waren ein Versprechen für all jene, die genug Zeit oder Mumm oder Leidensfähigkeit mitbrachten, um sich eine Zukunft zu erarbeiten aus einer Gegenwart, die scheinbar grenzenlos war, in Kellerbars und illegalen Klubs, in Galerien ohne Besucher und Wohnungen ohne Zentralheizung.

Das ist immer noch der Mythos, von dem Berlin profitiert, und in vielem ist es auch noch eine Realität, jedenfalls dort, wo die Gentrifizierungsexzesse noch nicht alle Möglichkeiten zerstört haben, aus einer Idee etwas Größeres zu machen – die Relevanz des Unsichtbaren, wie Christian Schwarm es nennt, Unternehmer und

Visionär der Kleinteiligkeit, aber zu ihm kommen wir etwas später.

Um erst einmal die Kluft zwischen dem Berlin zu verstehen, das die Theatermacher, Galeristen, Klubbetreiber, Musikproduzenten, Tagträumer geschaffen haben, die heute zwischen 45 und 60 sind und die keine Lust darauf haben, ihre symbolische oder reale Macht abzugeben – und für das in vielem die Volksbühne steht –, und dem Berlin, das sich heute um die Verwaltung dieser Vergangenheit kümmert, muss man sich am besten eine Sitzung des Kulturausschusses im Berliner Abgeordnetenhaus ansehen, dort also, wo über Dercon auf die merkwürdigste Art diskutiert wird.

Es ist eine Form von epischem Theater, ohne Inspiration, dafür mit dem Schuss Selbstgerechtigkeit, der sicher gut ist für politische Karrieren – jeder Darsteller, jede Darstellerin in diesem weiten Raum ist benannt durch das Schild, das vor ihm, vor ihr steht, SPD, FDP, CDU, die Linke, die Grünen, die grimmigen Herren von der AfD.

Da gibt es kein Abweichen, da gilt es, einen Satz zu sagen, der, wenn sie Glück haben, am nächsten Tag in einer der Berliner Zeitungen steht. Und so reden sie von »Konzepten«, als wäre das eine Impfform gegen Ratlosigkeit. Klaus Lederer ist da, der aktuelle Kultursenator von der Linken, der Wahlkampf gegen Chris Dercon gemacht hat und nichts, um ihm zu helfen, im Gegenteil, und er ist an diesem Montagnachmittag entschieden ausweichend, wenn es um seine eigene Rolle geht oder um die Zukunft der Volksbühne: »Wir werden uns die Zeit nehmen«, sagt er, »die wir brauchen.«

Das Problem an dieser Politik-performance ist die Tatsache, dass hier Menschen um einen großen eckigen Tisch sitzen, die dafür gewählt wurden, dass sie Pläne machen, die funktionieren. Und die Frage, die Grundfrage hinter dem ganzen Streit, wenn man mal die üblichen Bierpfützen der Berliner Lokalposen umschiffet, ist genau diese: Wie planbar ist das frühe 21. Jahrhundert?

Was ist eine Institution wie die Volksbühne, in Architektur und Gestalt ein Produkt des frühen 20. Jahrhunderts? Was ist, in größerem Zusammenhang, die Gestalt einer Politik, die in den Entscheidungswegen, der Rationalität und der Funktionsweise zwischen Wilhelminismus und frühen Neunzigerjahren hängen geblieben ist?

Der ehemalige Musikmanager und spätere Kulturstaatssekretär Tim Renner, der Mann, den viele



Übergangsintendant Dörr
Veteran der Berliner Szene

MARKUS TEDESCHINO / DER SPIEGEL

für das Tamtam verantwortlich machen, ist durchaus jemand, der sich über solche Dinge Gedanken macht – man könnte sogar sagen, dass sein Zukunftshunger das Dilemma verursacht hat. Er wirkt ruhig und entspannt an diesem Nachmittag, es ist eine Weile her, dass ihm jemand ein Bier über den Kopf gegossen hat als Rache für Dercon.

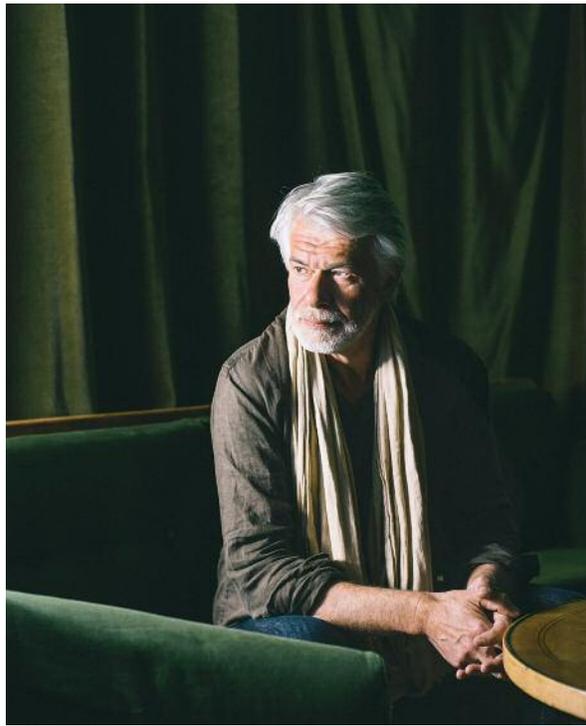
Er sitzt im Café Barcomi's, einem Zentralort des Neunzigerjahre-Berlins, und spricht davon, wie der damalige Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit und er vor dem Problem standen, dass an drei Berliner Theatern, der Schaubühne, dem Berliner Ensemble und der Volksbühne, massive Verkrustungserscheinungen auffällig wurden, um die 20 Jahre dauerte die Ägide der Meisterregisseure Ostermeier, Peymann, Castorf schon, es musste etwas geschehen.

Aber was? Der Wille war da, die Ära der alten Männer zu beenden, die »institutionalisierte Revolution« – doch für die Volksbühne, ein Bayreuth nach Wagner, wie Renner es nennt, fand sich niemand, der den Mut oder die Weltfremdheit hatte, sich diesen Teufelsjob aufzuhalsen. Bis Chris Dercon kam, mit einer Mischung aus Gelassenheit und Fahrlässigkeit.

Disruption jedenfalls, so sagt Renner, war der Plan, und Disruption bekamen sie – zusammen mit dem Plan für ein kulturell motiviertes Stadtentwicklungsprojekt, das die Entwicklung des ehemaligen Flughafens Tempelhof als Ort zwischen der alten Mitte und dem neuen Neukölln eröffnen sollte; bis erst die Geflüchteten kamen, die dort untergebracht wurden und die Planungen durcheinanderbrachten, und dann das Geld fehlte.

Und so nahmen die Dinge ihren Lauf. Eine »Pogromstimmung« habe in der Stadt geherrscht, findet Renner, es sei »fascistoid übergriffig« zugegangen. Eigene Verantwortung räumt er ein, nach der Absage des Volksbühnen-Regisseurs René Pollesch etwa hätte man beherrscher umsteuern müssen. Für die Zukunft aber, das ist sein Naturell als Mann des digitalen Wandels, ist er optimistisch, er hält die aktuellen Probleme für lösbar, »die Frage ist nur, ob man mutig genug ist«.

Die Allianz aber von Theater, Film, bildender Kunst, wie sie Chris Dercon vorgeschlagen hatte, ist erst einmal ein wenig gestoppt – Klaus Dörr allerdings, der neue geschäftsführende Direktor und Übergangsdirektor der Volksbühne, ist freundlich zuversichtlich, dass aus dem Schlamassel etwas Gutes entstehen kann: Schließlich, sagt er, habe die Vehemenz der Diskussion doch gezeigt, dass Theater immer



WOLFGANG STAHR / LANF

Kulturmanager Dercon

Die institutionalisierte Revolution beenden

noch eine Bedeutung habe in dieser Stadt, immer noch ein »Kraftzentrum« sei.

Auch Dörr ist ein Veteran der Berliner Szene, seit 1991 ist er in der Stadt, hat schon am Maxim Gorki Theater gearbeitet und zuletzt in Stuttgart, und seine Aufgabe ist es nun, einerseits, einen Spielplan für die nahe Zukunft zu entwerfen. Die künftige Verantwortung würde er am liebsten »auf mehrere Schultern verteilen«.

Ab Oktober, so Dörr, sollen in dem einigermaßen leer gespielten Haus eigene Produktionen gezeigt werden, unterstützt von Gastspielen anderer Theater aus der Stadt oder dem Land – für die mittlere Zukunft hat er allerdings noch einen Vorschlag parat, der in der gegenwärtigen Katerstimmung erfreulich utopisch klingt: Einen Theaterneubau sollte sich die Stadt mal wieder leisten, sagt er.

Und damit ist Dörr, dieser sehr gewissenhaft wirkende Mann, sehr nah dran an dem, was ein Grundproblem der ganzen Krise ist: die überkommene Struktur der Formen und Entscheidungen, aber auch die Größe und Organisation kultureller Institutionen. Er sei für »kleinteiligere Einheiten der Kulturproduktion«, sagt Dörr – das ist in vielem eine Zauberformel.

Hier nun kommt endlich jemand wie der Unternehmer und Kulturvisionär Christian Schwarm ins Spiel, der von Philosophie und Praxis her der Gegenpol zur institutionellen Großdiskussion über die Kultur in dieser Stadt ist und der für den Mut plädiert, das Neue entstehen zu lassen, ohne Garantie und mit Freude am Risiko – an Orten wie seiner Remise im Stadtteil Schöneberg, die ihm der Archi-

tekt Sam Chermayeff zu einem hybriden Raum zwischen Bibliothek und Küche gemacht hat, mit einem ellenlangen Tisch für Essen und Palaver.

Schwarm, der lange eine eigene Beratungsagentur hatte, experimentiert hier mit seinen Geschäftspartnerinnen Jone Szmania und Nina Raftopoulo, was Form und Gestalt von Gesprächen mit Kunden angeht, von BMW bis zum kleinen Sozialverein Karuna – es sei ja überhaupt oft schon schwierig genug, sagt Raftopoulo, die verschiedenen Leute, die verschiedenen Szenen und Milieus an einen Tisch zu bringen.

Auch Chris Dercon, fügt sie freundlich hinzu, hätte vielleicht nicht nur mit seiner Kulturschickerie reden sollen – das Abseitige jedenfalls, das an Orten wie diesen gepflegt wird, das Gesellige auch, das Graswurzelhafte, das sich gegen die große Geste, die große Lösung wendet, scheint in Zeiten, die durch den digitalen Kultur-

bruch geprägt sind, wie der vernünftigste Weg, mit der planungsresistenten Gegenwart umzugehen.

Von einer »Reformohnmacht« spricht Christian Schwarm und davon, dass alle das Gefühl hätten, sie müssten etwas tun, aber keiner wisse, was. Alles zerfliege, so Schwarm, keine Szene sei prägend, kein Milieu, und das sei gut so. Das könne man auch nutzen, wie damals in den frühen Neunzigerjahren in Berlin, als aus dem Unsichtbaren eine Weltbedeutung erwuchs, die niemand planen konnte.

Das Problem der Politik, meint Schwarm, sei, dass sie nur das Sichtbare sehe und nur das Sichtbare wolle. Für die Volksbühne könnte das heißen, dass das Scheitern hier, mit der Theaterlegende Christoph Schlingensiefel gesprochen, eben auch genau die Chance sein könnte, sich der eigenen Unsicherheit zu stellen.

Vielleicht, so hofft jemand wie die südafrikanische Künstlerin Candice Breitz, die seit 2002 in Berlin lebt, gibt es endlich die Möglichkeit, etwas anders zu machen und keine Macho-Egos mehr zu pflegen: »Jetzt wäre die Zeit, endlich eine andere Tradition hier zu begründen, eine Tradition, die verschiedene Blickweisen, verschiedene Biografien zulässt. Echte Diversität eben. Und nicht wieder, das wäre in meiner Sicht ein Fehler, riesiger Unsinn, wenn der Posten wieder mit einem weißen Mann besetzt würde.« Die Gelegenheit jedenfalls, das Neue zuzulassen, ist jetzt da, in der angstbeladenen Mitte, in diesen wunderbaren und komplizierten Zeiten.

Georg Diez